

Diakonie und Offenheit

Intellektualität in christlicher Perspektive

■ EGON KAPELLARI

1. Glaube und Vernunft

Das Verhältnis von Glaube und Vernunft bzw. von Glaube und Wissen hat eine dialektische Ideengeschichte. Seit der Entmythologisierung des griechischen Götterhimmels vor allem durch die attische Philosophie bei Plato und Aristoteles wurde immer wieder versucht, dieses Verhältnis im Zueinander und Gegeneinander der beiden Pole neu zu bedenken. Dies gilt auch für die christliche Geistesgeschichte. Tertullian stellte die auf dieses Verhältnis bezogene Frage, was denn Jerusalem mit Athen zu tun hätte. Die Mönche vor allem des ersten Jahrtausends sicherten das Weltwissen der Antike durch unermüdliches Abschreiben (darunter die Bücher des Arztes Galenus bis hin zu den Schriften der großen griechischen Philosophen) und durch Pflege und Weiterentwicklung der lateinischen Sprache. Aurelius Augustinus, Albert der Große, Thomas von Aquin, Johannes Duns Scotus u.a. setzten sich mit dem griechischen und römischen Denken auseinander und brachten vor allem die fruchtbare Methodik und Systematik platonischen und aristotelischen Denkens in das mittelalterliche und frühneuzeitliche Denken ein. Diese Erkenntnisoffenheit und Denkfreudigkeit haben ihr Fundament in den Büchern der Heiligen Schrift. In den Weisheitsbüchern und den Psalmen wird die Schöpfung als intelligibel und erkennbar auch auf Gott hin benannt. Im Brief an die Römer spricht Paulus, dass Gott in den „Werken der Schöpfung mit der Vernunft wahrgenommen“ werden kann (Röm 1,20). Bei Paulus findet sich aber auch schon die Betonung der Abgründigkeit von Vernunft und der Grenzen menschlicher Erkenntnis, wenn er im ersten Korintherbrief von der dunklen Weisheit des Kreuzes spricht. Gemeint ist damit zunächst die Unbegreiflichkeit des Kreuzestodes Christi, der sich in seiner Bedeutung erst dem von der Auferstehung getragenen Glauben erschließt. Darüberhinaus deutet dieses Wort von der Weisheit des Kreuzes aber auch die Grenzen menschlicher Vernunft an. Vom Christentum sind der europäischen Geistesgeschichte das im

Glauben an einen guten Schöpfer begründete grundsätzliche Vertrauen in die Vernunftserkenntnis und die damit korrespondierende Annahme der Logizität und Erkennbarkeit von Welt als Erbe mitgegeben. Ein weiterer wichtiger Grundsatz christlichen Denkens lautet: „fides quaerens intellectum“ Christlicher Glaube ist ein fragender nach Erkenntnis und Einsicht suchender Glaube, der die Vernunft herausfordert und braucht. In dieser Perspektive entwickelte sich Theologie als methodengeleitete Wissenschaft. Die im Glauben enthaltene Zustimmung zur Eigenständigkeit und Eigenwirksamkeit von Vernunft ermöglichte im Mittelalter die Entstehung der Universitäten mit den unterschiedlichen Fakultäten. Die Eigenständigkeit von Vernunft stand freilich im Horizont der großen Synthese mit dem Glauben. In der Neuzeit trat das naturwissenschaftlich-technische Denken seinen Siegeszug an. Ganz unterschiedliche Entwicklungen führten zum Bruch der Synthesen von Glaube und Vernunft, der sich in einigen Auseinandersetzungen besonders deutlich manifestiert hat (Galilei, Darwin, ...).

Ohne die Wirkungsgeschichte dieses Bruches bis ins Heute in ihrer Differenziertheit weiter nachzuzeichnen, soll eine für Glaube und Vernunft nicht unwesentliche Folge dieser Entwicklung benannt werden. Der Glaube geriet zu einem Sonderwissen, in welches das Weltwissen nicht mehr integrierbar zu sein schien. Glaube ist im christlichen Verständnis aber bezogen auf den ganzen Menschen in allen Vollzügen seiner Personalität, also auch seines Vernunftsgebrauches. Glaube, der das Gespräch mit der Vernunft nicht mehr sucht, wird blind und kann zu einem im schlechten Sinn des Wortes fundamentalistischen, irrationalen auch gewalttätigen Glauben werden. Daraufhin hat der Papst in seiner Regensburger Rede unmissverständlich hingewiesen. In christlicher Perspektive, zumal katholischer Provenienz, sind Glaube und Vernunft im Blick auf die Ganzheit des Menschen aufeinander bezogen. Dass die christliche Offenbarung von Gott dem Schöpfer und Erlöser den Menschen in all seinen Dimensionen – also auch seiner Vernunfts-



Egon Kapellari studierte Jus in Graz und Theologie in Salzburg. Er war 17 Jahre Studentenseelsorger der Grazer KHG, wurde 1981 Bischof der Diözese Gurk-Klagenfurt und leitet seit 2001 die Diözese Graz-Seckau.

■ **Die Krisen der Moderne und Postmoderne haben die Notwendigkeit eines auf Sinn ausgerichteten Orientierungswissens deutlich gemacht.**

dimension – meint, ist oben schon benannt worden.

Die auch vom Glauben bejahte Eigenständigkeit der Vernunft führte in der neuzeitlichen Entwicklung einerseits zu einer vom Glauben losgelösten und auch als Befreiung gedeuteten Autonomisierung von Vernunft, andererseits aber auch zu einer Verengung. Vernunft wurde mehr oder weniger einseitig mit naturwissenschaftlicher und mathematischer Vernunft identifiziert, wobei andere Dimensionen ausgeschlossen blieben. Vernunft verlor so die Bezogenheit auf das Ganze. Spezialisierung scheint besonders heute ein Leitwort zu sein. Dies lässt sich auch an Hand der Bildungsgeschichte nachzeichnen: Von humanistischer Allgemeinbildung zu Spezialwissen und professioneller Ausbildung mit funktionsorientierten Fertigkeiten, von gesicherter Wissenstradition zu permanenter Fortbildung und beruflicher Mobilität. Ein unaufhaltsam wachsendes Informationsangebot erfordert heute neue Eliten der Informationsverarbeitung und des kompakten Informationsdesigns in einer unübersichtlich gewordenen pluralistischen Gesellschaft.

In dieser Situation der unter mehrfacher Rücksicht auch notwendigen Spezialisierungen ist die Rolle der Intellektuellen, die ja in gewisser Weise immer Anwälte des Ganzen einer Gesellschaft im Sinne eines kritischen Korrektivs waren und sein sollten, fragwürdig geworden. Ihre Macht und ihre Ohnmacht als die eigentliche Elite, als welche sie sich selbst verstanden, war ein zentrales Thema der Kulturumbrüche im 20. Jahrhundert. Das hat sich massiv geändert. Wo im Konkurrenzkampf Entscheidungen rasch durchgesetzt werden müssen, können sich die Handelnden allzu reflektierende und problematisierende Mitarbeiter nicht mehr leisten. Sie brauchen zielorientierte Brain-Trusts, Think-Tanks und vor allem Public-Relations-Manager von hoher Intelligenz, die zugleich möglichst pragmatisch und verständlich agieren. Wissen in dieser verengten Perspektive kann als reines Funktions-, Gebrauchs- ja, Herrschaftswissen verstanden werden. Horkheimer sprach von der naturwissenschaftlich, technisch und ökonomisch orientierten „instrumentellen Vernunft“, der die kritische und synthetische Komponente fehle.

Die Krisen der Moderne und Postmoderne haben aber die Notwendigkeit eines auf Sinn ausgerichteten Orientierungswissens deutlich gemacht. Humanität kann in einer Gesellschaft nachhaltig nur gesichert werden, wo in ausreichendem Masse ein solches Wissen kultiviert und eingebracht wird. Dies kann auch heute

die notwendige Aufgabe der Intellektuellen sein, wenn sie sich als Hüter des kritischen Blickes auf das Ganze verstehen. Hier kann auch die aus christlichem Glauben kommende Intellektualität einen wertvollen Beitrag leisten, weil das Evangelium, dem sich der Glaube verpflichtet weiß, ein tiefgreifendes orientierunggebendes Sinnangebot enthält, das den ganzen Menschen im Blick hat.

2. Christliche Intellektualität und offene Gesellschaft

Intellektualität im Horizont von Gottes- und Nächstenliebe versteht sich immer als Dienst am Ganzen und am Zueinander der vielen Bewegungen und Aspekte einer Gesellschaft. Deshalb kann von einer Diakonie der Vernunft gesprochen werden. Glaube, Hoffnung und Liebe formen eine Intellektualität, die Garant für Offenheit ist, weil sie Transzendenz nicht ausschließt. Sie kann aber auch als ein hoffendes Denken von „Standpunkt der Erlösung“ (Adorno) her bezeichnet werden. Das ist ihr Dienst.

Das wohl bekannteste Leitmotiv für die Gestaltung und Weiterentwicklung von Gesellschaften westlichen Typs als ein auch global tragfähiges Modell ist das von Sir Karl Popper geprägte Wort von der „Open Society“. Gemeint ist damit die Vision eines vernunftgeleiteten, ideologieresistenten, freien und zugleich sozialen, demokratisch verfassten Zusammenlebens auf nationaler und internationaler Ebene. Intellektuelle sind in christlicher Perspektive Freunde der Open Society.

Kann aber eine Gesellschaft tatsächlich offen sein und bleiben, wenn sie zwar nicht programmatisch – wie der Kommunismus es tat – aber faktisch den Glauben an einen offenen Himmel zurückdrängt? Positiv gesagt: Der Glaube an eine ewige Zukunft des einzelnen Menschen und der Menschheit als ganzer bei Gott ist eine in der Kultur der Gegenwart zutiefst unterschätzte Quelle von Kraft, die helfen kann, die Fragmentarität des eigenen Daseins zu ertragen, die materielle Wirklichkeit nicht zu vergötzen, Macht zurückzunehmen, und trotz aller gegenwärtigen globalen und lokalen Konflikte und derer, die uns noch drohen, an einer letzten Vision vom Göttlichen im Menschen und seiner offenen Zukunft festzuhalten.

Für ihren besonderen Beitrag zu einer offenen Gesellschaft haben Christen ein Inbild – Jesus Christus, Gottes Sohn, mit offenen Händen am Kreuz. Er ist für Christen das offene Herz Gottes. Heute wird zunehmend evident,

dass auch die komplexesten Konzepte einer freien Marktwirtschaft, des Gesundheitswesens, der Sicherheit, der medizinischen und psychischen Betreuung, der sogenannten Vergangenheitsbewältigung, der internationalen Diplomatie u.a.m. nicht ausreichen, um soziales, physisches und seelisches Leid zu verhindern. Solches Leid wird weitgehend verdrängt oder gewissermaßen als Kollateralschaden der Modernisierung hingenommen. Der einzelne Mensch braucht in seiner vielfältigen Gebrochenheit Mitmenschen mit offenen Händen und Herzen an seiner Seite. Wer kann und wird das sein?

Eine zentrale Frage für die „Open Society“ ist schon jetzt, ob das von Popper aus der naturwissenschaftlichen Forschung übernommene Prinzip von „trial and error“ unreflektiert ins gesellschaftlichen Leben übernommen werden kann. Es gibt aus christlicher Sicht Experimente, die besser nie gemacht werden sollten: die Freigabe der Entscheidung über das Leben Ungeborener und Schwerkranker und das gentechnische Design des idealen, irgendwann einmal sogar unsterblichen, seiner biologischen Konstitution völlig enthobenen Menschen. Soziale und wissenschaftliche Experimente, die ohne ethische und moralische Reflexion, ohne normative Grenzen und Folgeabschätzungen gemacht werden, suggerieren Offenheit des Lebens ohne Verzicht und Hinnahme von Leid. Moral und Ethik dagegen erscheinen starr und intransigent. Sie sind jedoch wahrscheinlich die letzten Rettungsanker einer offenen Vernunft, welche die Dialektik ihrer technischen und sozialen Folgen mitbedenkt.

Intellektualität im christlichen Sinne zeichnet sich durch offene Augen und Ohren gegenüber der Schönheit in der Schöpfung und dem Schönen in Kunstwerken aller Epochen aus. Sie schärft die Aufmerksamkeit für das Erhabene und das Kleine, für Gott und für das Geheimnis des einzelnen Menschen, für prophetische Bilder und Stimmen und für die Stille, und kann so helfen, auch im lärmend-hektischen Alltag Gutes zu sagen und zu tun. Intellektualität leistet im Sinne einer Diakonie der Vernunft für die Humanität einer offenen Gesellschaft einen nicht unwesentlichen Beitrag.

Diakonie der Vernunft inmitten der Kirche

Das über Intellektualität Gesagte gilt aber auch für das Innere der Kirche. Diakonie der Vernunft, die in der Kirche von dazu Kompetenten erbeten wird, betätigt sich einerseits in nüchterner Analyse und andererseits im gedul-

digen Versuch zu katholischer Synthese unter heutigen Bedingungen. Der Analyse gilt das Wort des Kirchenlehrers Bonaventura: „Weise ist, wem die Dinge so schmecken, wie sie wirklich sind.“ Eine Analyse der kirchlichen Situation Europas in Moderne und Postmoderne wird nicht übersehen dürfen, was in der Kirche defizient ist. Sie wird aber auch die tausendfachen Lebenskeime nicht übersehen dürfen, die es auf allen Ebenen kirchlichen Lebens gibt. Ohne einen Blick mit den Augen eines liebenden Glaubens wird man freilich vieles von diesem Leben nicht sehen können, gerät Diagnose leicht ins Ressentiment, wirkt eher lähmend, als heilend und dynamisierend.

Diakonie der Vernunft ist in der Kirche aber auch ein Suchen nach Synthesen. Katholisch sein bedeutet synthetisch sein. Das hat Bert Brecht gewußt, als er ein wenig ironisch anmerkte: „Nur der Wind, der Katholik, bemüht sich um Zusammenhänge.“ Zwar sind alte Synthesen zwischen Glaube und Vernunft, zwischen Glaube und Kultur zerbrochen oder schwach geworden. Intellektuell-rational oder künstlerisch begabte Katholiken sollten aber nicht auf Grund von zuwenig differenzierten Analysen oder Prognosen Brücken zwischen Wissenschaft und Glaube, zwischen Kultur – zumal als Kunst – voreilig abbrechen helfen. Sie sollten vielmehr versuchen, solche Brücken tragfähig zu erhalten oder neu zu bauen. Die heute innerkirchlich häufig gewordene rasche Preisgabe von tragenden Elementen katholischer Identität, der Verzicht auf Gestalt sollten nicht einfach unkritisch hingenommen werden. Differenzierende Kritik an mancher wenig differenzierter Kirchenkritik ist geboten. Freilich wird ein Leben in ererbten großen Formen nur dann nicht erstarren, wenn kompetentes und gelassenes katholisches Selbstbewußtsein sich verbindet mit der Bereitschaft, das eigene Haus Kirche allseitig für ein faires, kultiviertes Gespräch offen zu halten und auch Häuser mit anderer Lebenskultur unerschrocken zu betreten.

Papst Benedikt XVI. hat in seiner Regensburger Rede im September 2006 zu einem offenen Gespräch zwischen Glaube und Vernunft eingeladen. Beide können dadurch gewinnen. Am meisten aber die demokratischen Gesellschaften Europas, die viele solcher Gesprächsforen brauchen werden, um die andrängenden europäischen und globalen Aufgabenstellung im Horizont der Menschenwürde, der Solidarität und Gerechtigkeit bewältigen zu können. Die christlichen Kirchen in Europa sollten ihren Beitrag zu einem solchen offenen intellektuellen Diskurs verstärken.

■ **Katholisch sein bedeutet synthetisch sein.**